

(Hetero-)Normativitäten dekonstruieren – die Psychoanalyse queeren

Esther Hutfless

Vortrag:

6. Februar 2019 im Rahmen der Ringvorlesung „Einblicke in die Psychoanalyse“ zum Thema „Geschlechtliche Diversität in Psychoanalyse und Gesellschaft“, Philipps-Universität Marburg

Ich heiße Sie sehr herzlich willkommen und freue mich sehr über die Einladung zu diesem Vortrag. Ich möchte in meinem Vortrag einerseits einen Einblick in die Entwicklung und Geschichte des Begriffs *queer* und der Queer Theory geben und ich möchte auf das Potential einer Auseinandersetzung zwischen Queer Theory und Psychoanalyse eingehen. Mein Vortrag besteht aus drei Teilen: Im ersten Teil werde ich allgemein in die Thematik einführen, im zweiten Teil möchte ich auf die Entwicklung der Queer Theory und ihre Kritik an Heteronormativität eingehen und am Ende des Vortrages werde ich auf die Verbindung von Queer Theory und Psychoanalyse eingehen – auch aus klinischer Perspektive.

I.

Queer Theory, hat ihre Wurzeln zwar in einer politisch-kritischen Auseinandersetzung – das unterscheidet sie von der Psychoanalyse, die in erster Linie einen klinischen Diskurs darstellt – zugleich zeigen sich jedoch bei näherer Betrachtung viele Überschneidungsfelder. Das Verhältnis zwischen Queer Theory und Psychoanalyse ist jedoch auch ein schwieriges und gespaltenes und beruht auf vielen gegenseitigen Vorurteilen und Feindseligkeiten. Ich selbst beschäftige mich schon lange aus unterschiedlichen Perspektiven mit dieser Schnittstelle, wobei es mir nicht darum geht diese Bereiche Queer Theory, Gender Studies, Psychoanalyse ineinander aufzulösen oder Differenzen zu nivellieren. Ich würde meinen Zugang als kritisch-affirmativen beschreiben, als einen Zugang, der versucht weiterzudenken, kritisch zu hinterfragen, Felder füreinander zu öffnen und produktiv zu machen.

Queer Theory, das möchte ich vorausschicken, ist keine einheitliche Theorie oder Disziplin, sondern vielmehr ein Feld verschiedener poststrukturalistischer, dekonstruktiver, politischer, aktivistischer, kulturtheoretischer, auch von der Kritischen Theorie her, usw. beeinflusster Diskurse, die u. a. binäre, hierarchisierende und normierende Kategorien und Konzepte hinterfragen und multiple Diskriminierungsformen analysieren und kritisieren. Beeinflusst ist Queer Theory, die bereits in den 1990er Jahren entstand, einerseits vor allem durch dekonstruktive und poststrukturalistische Diskurse der 1970er und 1980er Jahre mit ihrer Kritik an Konzepten wie Wahrheit, Präsenz, Ursprung,

Identität, Eindeutigkeit, Autonomie und Vernunft und ihrer in Frage-Stellung von jenen binären Oppositionen die das sogenannte „abendländische Denken“ prägen, wie die hierarchische Gegenüberstellung von Norm/Abweichung, gesund/pathologisch, Mann/Frau, aktiv/passiv, Mensch*/Tier, Vernunft/Wahnsinn, Heterosexuell/Homosexuell, ... (vgl. Hutfless 2017a) und zudem ist Queer Theory natürlich ganz maßgeblich von feministischen und schwul-lesbischen Auseinandersetzungen mit Identitätspolitik, mit Machtstrukturen und Diskriminierungsformen beeinflusst, aber z. B. auch von Dis/Ability Studies und postkolonialen Theorien.

Angesichts dieser nun doch schon sehr langen Geschichte von Queer Theory beginnend in den 1990er Jahren und deren Etablierung im wissenschaftlichen Feld ist es daher einerseits erstaunlich, dass es bislang vor allem im deutschsprachigen Raum so gut wie nichts zu diesem spannenden Überschneidungsfeld von Queer Theory und Psychoanalyse gibt, vor allem da beide unter anderem – zwar aus unterschiedlichen Perspektiven – aber dennoch um durchaus ähnliche Themenfelder kreisen, etwa Sexualitäten, Begehren, Identitäten, Fragen der Subjektgenese usw.

Auf der anderen Seite ist diese Leerstelle vielleicht aber auch nicht verwunderlich, wenn man die über lange Zeit vorherrschenden pathologisierenden Diskurse innerhalb der Psychoanalyse bedenkt, die nicht nur zu personellen sondern auch zu inhaltlichen Ausschlüssen geführt haben und zum Teil noch immer führen. Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts haben die meisten psychoanalytischen Ausbildungsvereine keine offen schwulen oder lesbischen Ausbildungskandidat*innen aufgenommen. Das hat sich heute geändert. Die Homophobie innerhalb der Psychoanalyse gibt es aber nach wie vor, sie zeigt sich oft nicht mehr explizit und offensiv, was es umso schwerer macht, nach wie vor existente homophobe und heteronormative Haltungen innerhalb der Psychoanalyse und in ihren Ausbildungsvereinen zu thematisieren. Die frühere, durchaus offene, Homophobie scheint heute oftmals durch eine offene Transphobie ersetzt worden zu sein (vgl. dazu auch Drescher 2008: 452; Quindeau 2017).

Ilka Quindeau weist darauf hin, dass die alten bis in die 1990er Jahre verbreiteten psychoanalytischen Vorurteile gegenüber Homosexuellen – diese würden an narzisstische Störungen, Psychosen und Größenwahn leiden und Tod und Differenz verleugnen – heute oft 1:1 gegenüber Trans*Personen vorgebracht werden (Quindeau 2017).

Vielen Queer Theoretiker*innen – mit Ausnahme vor allem von Judith Butler, Tim Dean, Lee Edelman, Antke Engel und Teresa de Lauretis – erscheint die Psychoanalyse aufgrund ihrer Geschichte als pathologisierender und heteronormativer Diskurs, der bestimmten regulativen Idealen folgt und der an der Hervorbringung von bestimmten Subjekten und deren Degradierung als pathologisch, entwicklungsstört etc. beteiligt ist, daher nicht als adäquater Zugang, um über Ge-

schlechtsidentitäten bzw. -fluiditäten, sexuelle Orientierungen, Transidentitäten, die Dekonstruktion der binären Geschlechterordnung, die Genese des Subjekts etc. nachzudenken. So kritisiert etwa der französische Philosoph und Soziologe Didier Eribon jene Queer-Theoretiker*innen, die sich nach wie vor auf die Psychoanalyse beziehen; er äußert sich pessimistisch gegenüber den Versuchen psychoanalytische Theorien in einem „nicht-normativen Sinn“ umzuformulieren und plädiert ausgehend von der radikalen Kritik an der Psychoanalyse, formuliert etwa durch Gilles Deleuze und Michel Foucault, für eine Ablehnung von und ein Entkommen aus den Fängen der Psychoanalyse (vgl. Eribon 2017: 123 f.). Ich teile diese Skepsis und diesen Pessimismus Eribons nicht, denn die Psychoanalyse enthält immer schon queernde Momente – ich werde darauf gleich zurückkommen. Gerade die Psychoanalyse, die das Subjekt als strukturiert durch unbewusste Konflikte, Begehren, Wünsche, Ängste, etc. denkt, könnte, wie ich meine, wichtige und bereichernde Impulse für die Auseinandersetzungen der Gender Studies und der Queer Theory liefern.

Aber auch auf der Seite der Psychoanalyse gibt es nach wie vor die bereits erwähnten Leerstellen: Forschungsergebnisse und Auseinandersetzungen aus den Gender Studies und der Queer Theory werden von der Psychoanalyse nach wie vor kaum als ernstzunehmendes Feld der Auseinandersetzung wahrgenommen.

Von den prominenteren Psychoanalytiker*innen ist mir einzig Jean Laplanche bekannt der zumindest in seinem kurzen Text „Gender, Geschlecht und Sexual“ versucht sich produktiv mit den Ansätzen Judith Butlers und dem Gender-Begriff zu beschäftigen (Laplanche 2017). Ansonsten wurden Gender Studies, Queer Theory und deren Vertreter*innen von Psychoanalytiker*innen oft pathologisiert. Judith Butler wurde von einem deutschen Psychoanalytiker eine „offene Feindseligkeit gegenüber Heterosexualität“ attestiert und unterstellt, dass sie „eine böse Vorstellung vom elterlichen Koitus“ (Metzger 2015; Reiche 2004: 137) habe. Die Ansätze der Gender Studies und der Queer Theorie mit ihrer Kritik an der klassischen Konzeption des Ödipuskomplexes werden als „Ablehnung der ödipalen Ordnung“ gedeutet, die „zur Schwächung von Bindungen, [zur] Angst vor Abhängigkeit und [zur] fehlenden Sozialisierung der Aggression“ führen (Metzger 2015; vgl. Hutfless 2015). Die von der Queer Theory betriebene und geforderte Dekonstruktion von Identitäten führe, so eine weitere häufig formulierte Kritik von psychoanalytischer Seite, zur Destabilisierung des Subjekts bis hin zur Psychose.

Um sich mit den kritischen aber auch den produktiven Aspekten eines Zusammendenkens von Queer Theory und Psychoanalyse eingehender zu beschäftigen und die bereits erwähnte lange bestehende Leerstelle im deutschsprachigen Raum zu füllen habe ich mit meiner Kollegin Barbara Zach beim Wiener Zaglossus Verlag ein Sammelband mit dem Titel *Queering Psychoanalysis* her-

ausgegeben, der sowohl Beiträge von Queer Theoretiker*innen als auch von Psychoanalytiker*innen enthält. „Queering Psychoanalysis“, also die Psychoanalyse zu *queeren* bedeutet für mich nicht, ihr eine politische Ideologie überzustülpen, sondern im Gegenteil das, was immer schon immanent queer und widerständig an der Psychoanalyse war und ist, in den Mittelpunkt zu stellen und produktiv zu machen. Es geht also nicht darum eine alte Norm einfach durch eine neue Norm zu ersetzen oder Normen einfach auszuweiten sodass nun auch queere Subjekte im Bereich des Normalen und Nicht-Pathologischen miteingeschlossen sind, sondern es geht mir ganz im Sinne Freuds darum, das Konzept der Normativität selbst in Frage stellen. Und dies ist für mich ein Ansatz, der sich sowohl in queeren Diskursen als auch in psychoanalytischen Ansätzen findet.

Der US-amerikanische Literatur- und Queer Theoretiker* Tim Dean argumentiert, dass Queer Theory eigentlich schon mit Freud beginnt (vgl. Dean 2017), mit seiner Konzeption des polymorph Perversen, der Trennung von Sexualität und Fortpflanzung, der unbewussten Verortung von Homosexualität auch in der Heterosexualität und umgekehrt (vgl. Freud 1905: 44) sowie dem Verständnis, dass die Perversion ein Teil jeder Sexualität ist. Freud legt, so Dean, mit diesem dekonstruktiven Denken, dass sowohl die Dichotomie von Homo- und Heterosexualität in Frage stellt, als auch das Perverse aus einem ausschließlich pathologisierenden Diskurs herauslöst – indem jegliche Sexualität als losgelöst von der Fortpflanzungsfunktion, durchsetzt von unbewusstem Triebgeschehen, verstanden wird –, gewissermaßen schon den Grundstein für ein „queeres“ Verständnis von Sexualität (vgl. Dean & Lane 2001: 5). Freud selbst hält an diesen Positionen jedoch nicht konsequent fest, neben diesen radikal dekonstruktiven und subjektdezentrierenden Elementen im Freud'schen Werk, gibt es ebenso die rezentrierenden und pathologisierenden. Und auch in der weiteren theoretischen Entwicklung der Psychoanalyse wurden Dichotomisierungen und Hierarchisierungen der Sexualität, die mit der Pathologisierung und Abwertung von Homosexualität einhergehen, weiter fortgeschrieben. Die US-amerikanische Historikerin Dagmar Herzog bringt diese Entwicklung vor allem mit der Verfolgung und Vertreibung der Psychoanalyse durch den Nationalsozialismus in Zusammenhang, mit Freuds Tod und dem Kampf um sein Erbe und der Rettung und Etablierung der Psychoanalyse in Großbritannien und den USA (Herzog 2017: 60 ff.). Einher geht diese Entwicklung mit einer Verschiebung des psychoanalytischen Diskurses weg von der Triebtheorie hin zur Objektbeziehungstheorie und zur Ich-Psychologie – der Verschiebung des Fokus vom Sexuellen auf die Beziehungsfähigkeit.

Konzepte innerhalb der Psychoanalyse, die z. B. die Entgegensetzung von Hetero- und Homosexualität in Frage stellen und die Pathologisierung letzterer kritisch hinterfragen und dekonstruieren, werden zumindest vom breiten psychoanalytischen Mainstream kaum aufgegriffen bzw. haben oft

keine tiefgehenden theoretischen und praktischen Konsequenzen. Es mangelt an einer systematischen Reflexion und Revisionen von heteronormativen Konzepten innerhalb der Psychoanalyse wie Ilka Quindeau ausführt (vgl. Quindeau 2017: 184). In diesem Sinne können diskurskritische Ansätze aus der Queer Theory produktiv für so eine Auseinandersetzung und Revision innerhalb der Psychoanalyse sein.

II.

Queere Kritik richtet sich unter anderem an Heteronormativität. Heteronormativität beschreibt Tim Dean als „die verschiedenen Formen, in der die Welt ausgehend von einer heterosexuellen Perspektive bestimmt und mit Sinn erfüllt wird“ (Dean 2017: 346). Zu diesem Dispositiv¹ der Heteronormativität gehört unter anderem auch die Vorstellung einer komplementären Beziehung zwischen zwei Geschlechtern, gebunden an bestimmte Konzeptionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die auf einer biologischen und/oder kulturellen „Natürlichkeit“ basiert. Heteronormativität organisiert sämtliche Bereiche unserer Kultur, Gesellschaft und Subjektivität wie z. B. Körper, Identitäten, Familie, Arbeit, Nation usw. (Hark 2005: 294) und erzeugt sowohl Bereiche der Norm als auch der Abweichung bzw. Pathologie. „Die Heterosexualitätsnorm, aber auch die Produktion schwulen und lesbischen Begehrens als Abweichung dieser Norm, lassen die gegengeschlechtliche Anziehung immer wieder als natürlich und menschlich erscheinen“ (Hark 2005: 293), und ermöglichen so die Verschleierung der Konstitutionsgeschichte von Heterosexualität als privilegierter Sexualität und Subjektivität.

Queer Theory als Feld verschiedener interdisziplinärer Diskurse analysiert unter anderem auf welche Weise Heteronormativität den Bereich des Sozialen – aber auch Subjekte selbst – strukturiert (Dean 2017: 346) oder um mit Sabine Hark zu sprechen: „Die theoretisch entscheidende Leistung von Queer Theory ist es, Heterosexualität analytisch als ein Machtregime rekonstruiert zu haben, dessen Aufgabe die Produktion und Regulierung einer Matrix von hegemonialen und minoritären sozio-sexuellen Subjektpositionen ist. Das bedeutet, dass das Regime der Heterosexualität nicht allein Subjektivitäten, Beziehungsweisen und Begehrensformen organisiert, vielmehr strukturiert es auch gesellschaftliche Institutionen, wie Recht, Ehe, Familie und Verwandtschaft oder wohlfahrtsstaatliche Systeme, es ist eingeschrieben in (alltags-)kulturelle Praxen, wie Photos in der Brieftasche tragen, Familienpackungen einkaufen, Gäste empfangen, Weihnachten feiern, eine Waschmaschine kaufen, ein Formular ausfüllen oder Diät halten, und es organisiert schließlich ökonomische Verhältnisse, etwa in der geschlechtlichen Arbeitsteilung“ (Hark 2005: 285). Heteronormativität wirkt sich so nicht nur auf jene Subjekte aus, die der gesellschaftlichen Norm nicht entsprechen,

sondern sie wirkt ebenso auf all jene Subjekte, die den Bereich der Norm konstituieren, indem sie sie ebenso einem bestimmten Diskurs und bestimmten Praxen unterwirft.

Teresa de Lauretis war die Erste, die den Begriff „Queer Theory“ in den akademischen Kontext eingeführt und geprägt hat. Sie hat „Queer Theory“ zunächst als Titel für eine von ihr 1990 an der University of California in Santa Cruz organisierte Konferenz gewählt. Im Anschluss daran taucht der Begriff „Queer Theory“ im von ihr verfassten Vorwort der Konferenz-Sondernummer des Journals *differences* auf (de Lauretis 1991; siehe auch Halperin 2003; Jagose 2015; Hutfless 2017b: 40). Darin schreibt de Lauretis: „Queer Theory‘ conveys a double emphasis – on the conceptual and speculative work involved in discourse production, and on the necessary critical work of deconstructing our own discourses and their constructed silences“ (de Lauretis 1991: iv). Unter Queer Theory versteht de Lauretis hier das Aufzeigen, Untersuchen und Dekonstruieren jener Diskurse und Rahmenbedingungen, die ein bestimmtes Subjekt in Zusammenhang mit sexueller Orientierung, Hautfarbe etc. erzeugen, um schließlich einen neuen diskursiven Horizont zu eröffnen und Subjekte, Körper, Sexualitäten etc. anders zu denken.

Diese queer-theoretische Auseinandersetzung mit Fragen der Norm und der Abweichung, mit der Konstituierung von Subjekten unter diskursiven Vorzeichen und der Kritik an Identitäts- und Minderheitenpolitiken basiert wesentlich auf Michel Foucaults Untersuchung des neuzeitlichen Machtbegriffs als produktiver Kraft.

Dem französischen Philosophen Michel Foucault zufolge werden Subjekte durch Machtwirkungen hervorgebracht und zugleich reguliert. Macht wird Foucault zufolge nicht einfach durch einen Staat oder Souverän ausgeübt, sie wirkt auch nicht durch Verbote und Unterdrückung. Stattdessen wirkt sie polymorph, d. h. über eine Vielzahl verschiedener Diskurse, z. B. medizinischer, psychologischer, psychiatrischer, juristischer, psychoanalytischer, pädagogischer Diskurse, etc.; sie wirkt aber auch über architektonische Anordnungen², über verschiedene Praktiken, wie etwa die kirchliche Beichte, sie wirkt aber auch über Zeit- und Raumauf- und einteilungen, über die Bildung und Vermehrung von Identitätskategorien etc. und dringt so in die intimsten und individuellsten Verhaltensweise des Subjekts und in seinen Körper ein. Foucault versteht das Subjekt im wörtlichen Sinne, dem lateinischen Ausdruck *subjectum* folgend, daher als das Unterworfene. Insofern bezeichnet Subjektivation den Prozess der Subjektwerdung, der das Subjekt als sprechendes und handlungsfähiges hervorbringt, der zugleich aber auch ein Prozess des Unterworfen-Werdens unter polymorphe Machtstrukturen ist. Foucaults These, dass das Subjekt durch Machtwirkungen erst hervorgebracht und zugleich reguliert wird, bedeutet auch, dass es keinen Bereich außerhalb der Macht gibt und damit auch keine ursprüngliche menschliche Natur oder Sexualität, die dann sekundär von der Poli-

tik oder Gesellschaft unterdrückt würde. Damit wendet sich Foucault gegen all jene Vorstellungen, die davon ausgehen, das Individuum und seine Sexualität müsse aus der Unterdrückung vergangener Zeiten befreit werden, um zu einem besseren Leben oder einem besseren Sex zu gelangen. Durch eben jene Diskurse zur Befreiung der Sexualität, aber z. B. auch durch psychoanalytische sei, so Foucault, der Diskurs über den Sex vermehrt und angestachelt worden, wodurch die Macht eben nicht weniger regulierend und normierend wirkt, sondern sogar viel effizienter und totaler als dies durch bloße Unterdrückung und Zensur möglich wäre (Foucault 1983: 63 f.). Als Beispiel für die Funktionsweise der Macht analysiert Foucault in *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I* die Hervorbringung der Homosexualität als eigenständige Identitätskategorie. Foucault zeigt, dass es die Kategorie Homosexualität bis etwa 1870 nicht gab und es damit auch nicht möglich war sich selbst als Homosexuelle*r zu begreifen. „Sobald der ‚Homosexuelle‘ als bestimmter Typus, charakterisiert durch eine ihm eigene Psychologie, bezeichnet wurde, konnte gleichgeschlechtliche Sexualität nicht nur als Sünde oder Verbrechen, sondern auch als Krankheit und Abweichung von der Norm verstanden werden“ (Dean 2017: 347; vgl. auch Foucault 1983: 58 f.). Je stärker subjektive Identitäten ausdifferenziert sind, desto intensiver und stärker kann die Macht ihre Wirkungsweise entfalten (Dean 2017: 348). Da man sich Foucault zufolge durch neue Identitäten nicht den Machtwirkungen entziehen oder diesen Widerstand leisten kann, sind queere Ansätze insbesondere kritisch gegenüber Identitätskategorien und darauf rekurrierende politische Praxen. Bürger*innenrechts-, Frauen*-, Lesben-* und Schwulen*bewegungen berufen sich u. a. auf Identitätskategorien, um diskriminierenden und unterdrückenden gesellschaftlichen Strukturen etwas entgegenzusetzen und rechtliche Gleichstellung zu erkämpfen. Diese Formen von Identitätspolitik waren und sind sehr erfolgreich, haben in der Vergangenheit jedoch auch ihre Schattenseite offenbart. So wurde unter anderem mit dem Auftreten von AIDS zu Beginn der 1980er Jahre jene Gruppe massiv stigmatisiert und ausgegrenzt, bei der diese Erkrankung zuerst auftrat: schwule Männer*. Aids wurde, wie Tim Dean beschreibt, als eine Erkrankung aufgefasst, die einen bestimmten Typ Mensch befällt. Das heißt, die für politische Kämpfe um Gleichberechtigung so wichtige Identität „Homosexuelle*r“ wurde zu einem Stigma, „Schwule* [wurden; Einf. E. H.] schlagartig zu Seuchen verbreitenden Perversen“ (Dean 2017: 349) und es ging zunächst weniger um die Bekämpfung von Aids als vielmehr darum, die „normale“ Bevölkerung vor dieser „queeren“ Personengruppe zu schützen.

Diese ursprünglich abwertende und erniedrigende Bezeichnung „queer“, wurde zunächst vor allem von schwulen Männern* angeeignet, mit neuen, offenen und positiven Bedeutungen angereichert und so bedeutungsverändernd rezitiert. Am Begriff *queer* selbst zeigt sich also genau jener Prozess

der Bedeutungsverschiebung als Teil einer politischen Praxis, um den es queeren Ansätzen unter anderem geht und der auf jenen diskurskritischen Theorien basiert, die davon ausgehen, dass nicht ein ursprünglich gegebener Gegenstand, oder ein ursprünglich gegebenes biologisches Geschlecht die Bedeutung eines Begriffs z. B. Mann oder Frau, determiniert und verursacht, sondern dass Bedeutungen allein im Feld der Sprache aus der Differenz der Zeichen zueinander entstehen und daher veränderbar sind. Und da die Sprache und ihre Bedeutungen Subjekte auf bestimmte Weise konstituieren und determinieren können über Diskursverschiebungen auch durchaus *andere* Subjekte und Körper hervorgebracht werden (Hutfless 2017b).³

Damit gehen queere Ansätze, in einer Geste der Radikalisierung von Foucaults Denken, davon aus, dass Geschlecht, Sexualität und Identität keine natürlichen Kategorien darstellen, sondern diskursive Konstrukte, die versuchen Materie zu fassen und zu erfassen, wobei sich Materie diesen Begrifflichkeiten immer schon entzieht und diese subvertiert. Wie Judith Butler zeigt, werden Körper und Subjekte durch die „wiederholende Macht des Diskurses“ (Butler 2009: 22) sowohl hervorgebracht als auch reguliert, zugleich wirkt überall da, wo die normierende Zitation am Werk ist, auch die verfehlende Zitation, bzw. die Destabilisierung der Norm als Operation im Materialisierungsprozess von Körpern selbst. „Das ‚biologische Geschlecht‘ ist demnach also ein regulierendes Ideal, dessen Materialisierung erzwungen ist [...]. Es ist nicht eine schlichte Tatsache oder ein statischer Zustand eines Körpers, sondern ein Prozeß, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholungen jener Normen erzielen. Daß diese ständige Wiederholung notwendig ist, zeigt, daß die Materialisierung nie ganz vollendet ist, daß die Körper sich nie völlig den Normen fügen [...]“ (Butler 1997: 21), aber eben auch – so möchte ich anfügen – dass jene Normen, die Körper hervorbringen, fiktionale Konstrukte sind, die umgeschrieben werden können.

Das subversive Potential von Queer wird daher darin gesehen, dass Queer sich nicht auf eine Präsenz oder einen Ursprung bezieht, und dadurch fluide bleibt, sich entzieht, nicht zur Identität, zur Ideologie, zum Begriff erstarrt – Queer soll nicht angeeignet oder instrumentalisiert werden (vgl. z. B. Butler 1997: 313) und es verweist darauf, dass Formen der erstarrenden Aneignung von Geschlecht immer schon verfehlt und subvertiert werden.

Unter dem Stichwort „queer“ geht es also darum politische Aktionsformen zu entwickeln, die auf Identitätskategorien verzichten, die Bedeutungen verschieben oder in der Schwebelage halten, mit Bedeutungen spielen und auf subversive Weise Diskurse transformieren. Queer-theoretische Ansätze argumentieren daher nicht für politischen Widerstand, der sich auf individuelle „ausgegrenzte“ Identitäten stützt, sondern für eine Politik, die sich fixierenden Identitäten und Normierungen wi-

dersetzt. Aus diesem Grund nehmen queere Ansätze häufig im Sinne der Intersektionalität auch Überlagerungen verschiedener Unterdrückungsformen, wie etwa „Race“, „Class“, „Color“, „Dis/Ability“, etc. in den Blick (Dean & Lane 2001: 7).

Queer-Theoretiker*innen denken Sexualität, sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität als dynamisch, instabil und prozesshaft und zugleich jedoch auch als eingebunden in diskursive Konstruktionsformen, sie kritisieren die Normierung und Normalisierung von queeren Lebens- und Begehrensformen und argumentieren für eine Subversion der Norm selbst: „Thus one tension that queer theory throws into relief is that between lesbians and gays who want a respectable, normal existence, and those who want to use their sexuality politically to disrupt normality, with its gender hierarchies, racial discrimination, and conventional expectations about ‚family life‘ for all“ (ebd., 21).

Queer Theory wurde recht rasch, zu einem sich zunehmend etablierenden Feld in akademischen Institutionen und Diskursen (Halperin 2003: 340f.), was wiederum die Gefahr einer Entradikalisierung in sich birgt und wie Halperin anmerkt die Tendenz beinhaltet „to despecify the lesbian, gay, bisexual, transgender, or transgressive content of queerness, thereby abstracting ‚queer‘ and turning it into a generic badge of subversiveness, a more trendy version of ‚liberal‘“ (ebd.).

III.

Vor dem diskurskritischen Hintergrund der Queer Theory als Instrumentarium zur Analyse von diskriminierenden und pathologisierenden Diskursen stellt sich die Frage welche normalisierenden Ideale innerhalb der Psychoanalyse wirken. Medizinische, therapeutische, psychiatrische, auch psychoanalytische Diskurse beschreiben nicht bloß bestimmte z. B. sexuelle oder geschlechtliche Phänomene, sondern bringen wie Michel Foucault gezeigt hat, dadurch auch bestimmte Subjekte als pathologische, entwicklungsgestörte, deviante, etc. hervor (vgl. dazu auch Heenen-Wolff 2017; Worthington 2017). Ein Zusammendenken von queer-feministischer Theorie, Queer Theory und Psychoanalyse scheint daher aus wissenschaftskritischen Gesichtspunkten wichtig, um die vielfachen Pathologisierungen und die unhinterfragten patriarchalen, heteronormativen, usw. Paradigmen innerhalb der Psychoanalyse kritisch zu hinterfragen, aber auch aus behandlungstechnischen Gründen, um Menschen mit nicht-konformen Sexualitäten, Begehren, Geschlechtsidentitäten bzw. -fluiditäten, etc. vor bewussten und unbewussten Befangenheiten und Voreingenommenheiten von Seiten der Analytiker*innen zu schützen.

Für queere Ansätze, auf der anderen Seite, kann die Auseinandersetzung mit dem Unbewussten sehr bereichernd sein, denn nicht nur gesellschaftliche Diskurse und Ausschlussmechanismen, sondern

auch intrapsychische Strukturen, unbewusste Ängste, Wünsche, Phantasien, Konflikte, Triebe, Abwehrmechanismen, ... beeinflussen die Genese sowie die geschlechtlichen Seins- und die sozialen Handlungsweisen eines Subjekts. D. h. in queeren Ansätzen könnten manche Themen und Fragen unter Einbeziehung psychoanalytischer Theorien komplexer und ambivalenter gedacht werden. In meinem Verständnis als Psychoanalytiker*in kann sowohl die Annahme des Geschlechts als auch dessen Subversion oder Verfehlung nicht allein über das in den Gender Studies und der Queer Theory verbreitete Konzept der Performativität – also einer sich ständig wiederholenden und zitierenden Praxis bei der der Diskurs jene Wirkungen erzeugt, die er benennt – gedacht werden; der Prozess der Subjektwerdung, die psychosexuelle Entwicklung, die Art wie Sexualität und Geschlechtlichkeit gelebt werden kann oder eben nicht gelebt werden kann, ist konflikthaft und für mich ohne das Unbewusste nicht zu denken. In der Psychoanalyse wird Subjektivation nicht bloß über Machtstrukturen gedacht, sondern über sehr komplexe, ambivalente und konfliktvolle, auch libidinöse Prozesse, die allein als Wirkungsweisen der Macht nicht hinlänglich beschrieben werden können, obzwar natürlich auch Machtwirkungen libidinös besetzt sein können. Allgemein bedürfte es, meiner Auffassung nach, noch weiterer Überlegungen das komplexe Verhältnis von innen und außen, von Macht bzw. Gesellschaft und Psyche zu denken. Während die eine Seite die Psyche vernachlässigt, vernachlässigt die Psychoanalyse oft gesellschaftliche Machtverhältnisse. Sie neigt dazu diese zu individualisieren und sie damit auch zu entpolitisieren.

Es ist insbesondere das kritische und dekonstruktive Potential der Queer Theory, das es ermöglicht, all jene – auch impliziten Vorannahmen – die den traditionellen binären Kategorien von Männlich/Weiblich, Homosexuell/Heterosexuell, Normal/Pathologisch zu Grunde liegen, und die Art und Weise, wie Identitäten und Subjekte durch soziale, kulturelle, medizinische, sprachliche usw. Normen, Vorstellungen und Praxen reguliert werden – zu entlarven und zu hinterfragen.

In psychoanalytischen Diskursen dominieren meist nach wie vor essentialistische Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die in weiterer Folge oft auch implizit mit bestimmten Krankheitsbildern etwa weiblichen Borderline-Störungen oder Hysterien, männlichem Narzissmus, der Unterscheidung zwischen bestimmten Ausprägungen männlicher und weiblicher Perversionen in Verbindung gebracht werden. Ebenso werden bestimmte Begehren, Beziehungsformen und Sexualitäten mitunter mit Vorstellungen von reifen oder unreifen Persönlichkeitsstrukturen verknüpft. All diesen Vorstellungen liegt das Dispositiv der Heteronormativität zu Grunde. Diese Vorstellungen können nicht nur zu Diskriminierungen führen und negative Übertragungsbeziehungen begünstigen und verhindern, dass Analysand*innen⁴ offen in der psychoanalytischen Beziehung über ihre Sorgen, Ängste und Begehren sprechen können, Burgermeister und Nuñez weisen auch darauf hin,

dass „gerade im klinischen Alltag immer wieder deutlich [wird; Einf. E. H.], wie beschränkt sich mittels binärer Kategorien oftmals die Lebensrealitäten von Individuen erfassen und verstehen lassen und wie Patient_innen ebenso wie Therapeut_innen als Subjekte stereotype Vorstellungen in Fantasie und Realität immer wieder auch durchkreuzen“ (Burgermeister & Nuñez 2015: 58 f.).

In der „Behandlung“ von Trans*Personen hatten Psychotherapeut*innen und Psychoanalytiker*innen lange eine problematische Rolle inne und haben sie als Gutachter*innen teils noch immer. Eine verpflichtende psychotherapeutische Behandlung, die damit einhergeht den Wunsch, das Geschlecht zu ändern, diagnostisch zu überprüfen und zu genehmigen, untergräbt das Unternehmen einer Psychoanalyse, da die Betroffenen unter diesen Rahmenbedingungen nicht mehr offen über mögliche Ängste, Sorgen oder Zweifel sprechen können, sondern ihr „wahres“ Geschlecht beweisen müssen. Heute ist, gerade auch durch Interventionen queerer Aktivist*innen und Theoretiker*innen, der Therapiezwang in Österreich gefallen und Trans*Personen können von Psychotherapeut*innen und Psychoanalytiker*innen besser begleitet werden (ebd., 60). Vorausgesetzt, die eigenen heteronormativen Vorannahmen der Analytiker*innen werden kritisch hinterfragt. Gerade in psychoanalytischen Diskursen wird Trans* jedoch meist noch immer pathologisiert und strukturell in Zusammenhang mit Wahn und Psychose gebracht.

Ein queerer und kritischer Zugang bestünde meiner Auffassung nach darin, von heteronormativen Vorstellungen abweichendes Begehren, Identitäten, Körper, Sexualitäten, etc. nicht in eine kausale Beziehung zu psychischer Krankheit oder Gesundheit zu setzen. Dafür plädiert auch Udo Rauchfleisch u. a. in seinem Artikel *Trans*Menschen. Psychoanalyse und Psychotherapie* (Rauchfleisch 2017). Trans* hat wie Griffin Hansbury – selbst geouteter Trans*Mann und Psychoanalytiker* – beschreibt, oft mit der Auseinandersetzung mit dem „richtigen“ oder „passenden“ zu tun – eine Auseinandersetzung, die durchaus auch für viele andere Menschen zentrales Thema ist – und es geht in der Analyse mit Trans*Menschen, wie mit allen anderen Menschen auch, darum, gute Möglichkeiten zu finden zu sein, sich zu identifizieren, unbewusste Konflikte zu bearbeiten, also darum mit Menschen psychoanalytisch zu arbeiten, die eben auch Trans* sind (Hansbury 2017).

Auf der anderen Seite kann aber auch die Normalisierung etwa von Bi- oder Homosexualität und von Trans* und die Betonung der Gemeinsamkeit mit heterosexuellem Begehren und Cis-Identitäten problematisch sein, eine differenzierte Auseinandersetzung verunmöglichen und diskriminierungsbedingte Differenzen unsichtbar machen.⁵ Es kann ein Anpassungsdruck an eine neue z. B. homosexuelle oder Trans*Norm entstehen etwa in Bezug auf das Beziehungsverhalten, die Sexualität, die Erscheinungsform von Geschlecht etc. die wiederum eine hierarchische Gegenüberstellung von „normalen“ – also an die heterosexuelle Norm angepassten – und pathologischen Homo-

oder Bisexuellen oder Trans*Personen erzeugt. Die Heteronorm, der sich auch homosexuelle Subjekte unterwerfen müssen um nicht als abnorm zu gelten, ist im psychoanalytischen Diskurs an reife Liebe, langfristige Beziehungen, Fortpflanzung und genitale Sexualität gebunden und pathologisierte Formen werden meist im negativen Sinne an jene Vorstellungen gebunden, mit denen Homosexuelle in stereotyper Weise assoziiert werden, also „reiner“ Sexualität, Promiskuität, Narzissmus, egoistischer Lust, usw. (Chodorow 1992: 269).

Und wie Burgermeister und Nuñez ausführen: „Die Befürchtung, die Thematisierung von Differenzen könnte zu einer erneuten Pathologisierung und zum erneuten Verlust von Rechten und Freiheiten führen, verleitet manche [...] dazu, lieber über offensichtliche diskriminationsbedingte gesundheitliche und psychische Probleme bei homo- und bisexuellen Menschen zu schweigen. Die medizin-psychiatrischen und psychologischen Akademien wiederum fühlen sich durch dieses Schweigen in ihrer liberalen Haltung [...] bestätigt“ (Burgermeister & Nuñez 2015: 61).

Zu einer queeren und dekonstruktiven psychoanalytischen Perspektiven gehört für mich auch, dass Psychoanalytiker*innen sensibel werden für ihre eigenen Vorurteile, Pathologisierungen und bewertenden unbewussten Gegenübertragungsreaktionen, für die Weise wie Heteronormativität das eigene Denken, das Diagnoseverhalten und die analytische Arbeit prägt und wie ausgehend davon bestimmte Beziehungsformen, Sexualitäten oder Subjektivitäten als gut, glücklich, reif oder als zu behandeln oder zu überwinden eingestuft werden.

Ich möchte daher dafür plädieren die Diagnose psychischer Leidenszustände unabhängig von der sexuellen Orientierung und der geschlechtlichen Identität einer Person zu sehen: von sexuellen Praktiken kann weder auf eine Persönlichkeitsstruktur noch eine „Ursache“ geschlossen werden (Sulyok 2017: 463), eine narzisstische Problematik z. B. ist nicht kausal an die Homosexualität einer Person gebunden, ebenso wenig sind Trans*-Personen psychotisch, auch liegt „sexuell abweichendes Verhalten“ nicht in einem abwesenden Vater und einer überfürsorglichen Mutter begründet (ebd. 487) usw. Gleichzeitig gilt es aber nicht aus den Augen zu verlieren, dass psychische Leidenszustände sehr wohl mit Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung oder der geschlechtlichen Identität verbunden sein können.

Zu einer queeren therapeutischen Perspektive gehört daher auch, die theoretischen Dogmen und die metapsychologischen Konzepte der eigenen therapeutischen Schule genau zu kennen und kritisch zu befragen, ebenso wie die Verwendung von bewertender oder abwertender Fachterminologie, etwa das Sprechen über „primitive Abwehrmechanismen“, „Störungen“, oder indem man die gesamte Persönlichkeit eines Menschen pathologisiert.

Natürlich arbeiten wir im Feld der Psychoanalyse mit Theorien, um Prozesse zu verstehen. Wir sollten diese Theorien jedoch nicht mit Schöpfungsgeschichten verwechseln, oder mit dem psychischen Geschehen selbst, sondern uns dessen bewusst sein, dass es sich dabei immer nur um Versuche der Annäherung an das Psychische handelt. Es ist eine konstitutive Grundbedingung von Sprache, dass ihr das, was sie zu fassen sucht – in diesem Falle das Psychische – in eben jenem Moment bereits auch schon wieder entgleitet.

In diesem Sinne würde ich aus einer queeren Perspektive dafür plädieren, die Suche nach „der Ursache für die Abweichung“ aufzugeben (Drescher 2002) um die Entgegensetzung von Norm und Abweichung nicht weiter fortzuschreiben. Dafür spricht sich auch Ralf Binswanger aus: „So wie im Allgemeinen darauf verzichtet wird, eine Psychogenese der Entwicklung zur Heterosexualität per se zu suchen, sollte es auch für alle anderen erwachsenen Sexualorganisationen gehandhabt werden. Ich sehe den Hauptgrund dafür, dass die Psychoanalyse in diesem Zusammenhang immer wieder in eine ‚Rechtsausenposition‘ rutscht, im offensichtlich unstillbaren Bedürfnis, mögliche Psychogenesen der verschiedenen erwachsenen Sexualorganisationen zu entwerfen. Dagegen weiss ich nur ein Mittel: die Totalabstinenz!“ (Binswanger 2016: 18).

Das Zusammenwirken von Psyche, Körper, Geschlecht, individueller Geschichte, Gesellschaft ist zudem sehr komplex und kann nicht restlos „aufgelöst“ oder aufgeklärt werden. Theorien, die sich umfassend erklärend und universal deutend geben, mögen uns Sicherheit vermitteln und üben eine gewisse Faszination aus, jedoch werden sie der Komplexität und Ambiguität des psychischen Geschehens nicht gerecht; es gibt viele, widersprüchliche psychoanalytische Theorien zu Geschlecht, Subjektivierung, Begehren, Leidenszuständen etc. Diese Widersprüchlichkeit stellt keinen Mangel dar, sondern eine große Ressource. Wir können und müssen uns in der psychoanalytischen Arbeit verschiedener, widersprüchlicher Theorien bedienen, die wir zugleich auch immer wieder aufs Spiel setzen müssen, so wie unser Verstehen immer wieder in der Arbeit mit Analysand*innen aufs Spiel gesetzt wird. Geschlechtlichkeit, Identität, Begehren sind gekennzeichnet von einer Heterogenität, Ambiguität und Widersprüchlichkeit und dieser Widersprüchlichkeit gilt es auch im psychoanalytischen Geschehen gerecht zu werden.

Zum Verhältnis von Queer Theory und Psychoanalyse schreibt der Psychoanalytiker* Gary Grossman: „[Q]ueer theory invites and challenges us as analysts to recognize the assumptions that we hold about sexuality, identity, and desire as well as the associated anxieties with which we all must grapple. This self-scrutiny, I believe, increases our freedom to investigate and understand the meanings of our patients’ experiences. Queer theory invites us to think in a more complex manner about sexuality, gender, identity, and desire. Like psychoanalysis, it is in a state of motion; it is continual-

ly changing, expanding, and being revised by its diverse constituency.” (Grossman 2002: 296 f.) In diesem Sinne kann Queer Theory bzw. eine diskurskritische und dekonstruktive Perspektive einerseits als wichtiger wissenschaftskritischer Impuls innerhalb der psychoanalytischen Theoriebildung fungieren; darüber hinaus kann ein queeres, diskurskritisches Verständnis ebenso wie die permanente Analyse der Gegenübertragung oder die freischwebende Aufmerksamkeit dem Unbewussten gegenüber, ein wichtiges Analysewerkzeug für den analytischen Prozess selbst ein.

Sigmund Freud hat sowohl seine theoretischen Konzepte, als auch seine klinische Praxis immer wieder kritischen Revisionen unterzogen und seine Theorien verändert, umgeworfen und ergänzt. In diesem Sinne möchte ich mich für eine Rückbesinnung auf die Radikalität des offenen und unvoreingenommenen Forschens an den Anfängen der Psychoanalyse aussprechen und für einen produktiven Dialog zwischen Psychoanalyse und Queer Theory. Beide Ansätze können voneinander profitieren (vgl. Hutfless 2016).

Begehren, Identitäten und deren jeweilige Genealogien gerade nicht als Prozesse der Schließung zu betrachten, die allzu einfach zu definieren sind, sondern sie als Prozesse des Werdens, des Kontinuums und der Transformation ernst zu nehmen und dieser Herausforderung ethisch zu begegnen, dazu liefern uns Psychoanalyse und Queer Theory gemeinsam produktives Denkmateriale.

Literaturverzeichnis:

Binswanger, Ralf (2016): (K)ein Grund zur Homosexualität. Ein Plädoyer zum Verzicht auf psychogenetische Erklärungsversuche von homosexuellen, heterosexuellen und anderen Orientierungen. *Journal für Psychoanalyse*, 57, 2016, 6-26.

Burgermeister, Nicole & Nuñez, David Garcia (2015): Queerfeministische Perspektiven in der Psychotherapie. *Psychosozial. Geschlecht und Psychotherapie*, (38)140, 55-70.

Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Chodorow, Nancy (1992): Heterosexuality as a Compromise Formation: Reflections on the Psychoanalytic Theory of Sexual Development. *Psychoanalysis and Contemporary Thought*, 15(3), 267-304.

Dean, Tim (2017): Lacan und Queer Theory. In: Hutfless, Esther/Zach, Barbara (Hg.): *Queering Psychoanalysis: Psychoanalyse und Queer Theory – Transdisziplinäre Verschränkungen*. Wien: Zaglossus, 345-375.

Dean, Tim & Lane, Christopher (2001): Homosexuality and Psychoanalysis. An Introduction. In

- Dies. (Hrsg.), *Homosexuality and Psychoanalysis*. Chicago: University of Chicago Press, 3-42.
- Drescher, Jack (2002): *Causes and Beauses: On Etiological Theories of Homosexuality*. *The Annual of Psychoanalysis*, Vol. 30: *Rethinking Psychoanalysis and the Homosexualities*, 57-68.
- Drescher, Jack (2008): *A History of Homosexuality and Organized Psychoanalysis*. In: *Journal of The American Academy of Psychoanalysis and Dynamic Psychiatry*. 36(3), 443-460.
- de Lauretis, Teresa (1991): *Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction*. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, Volume 3, Number 2, Durham: Duke University Press, iii-xviii.
- de Lauretis, Teresa (2017): *Der queere Trieb: Rereading Freud mit Laplanche*. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory*Transdisziplinäre Verschränkungen*. Wien: Zaglossus.
- Eribon, Didier (2017): *Der Psychoanalyse entkommen*. Wien: Turia + Kant.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1998): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1905): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie I. Die sexuellen Abirrungen*. *Gesammelte Werke: V*. Frankfurt am Main: Fischer, 33-72.
- Grossman, Gary (2002): *Queering Psychoanalysis*. In: *The Annual of Psychoanalysis*. 30, 287-299.
- Halperin, David (2003): *The Normalization of Queer Theory*. In: *Journal of Homosexuality*, Vol. 45, No. 2/3/4, 2003, New York: Harrington Park Press, 339-343.
- Hark, Sabine (2005): *Queer Studies*. In Ch. v. Braun, & I. Stephan (Hg.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln: Böhlau Verlag, 285-303.
- Hansbury, Griffin (2017): *King Kong und Goldlöckchen: Transmännlichkeiten vor dem Hintergrund der Trans-Trans-Dyade*. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory*Transdisziplinäre Verschränkungen*. Wien: Zaglossus, 559-588.
- Heenen-Wolff, Susann (2017): *Unbehagen in der Tradition. Kritische Anmerkungen zu normativen Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Psychoanalyse*. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory*Transdisziplinäre Verschränkungen*. Wien: Zaglossus.
- Herzog, Dagmar (2017): *Cold War Freud*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hutfless, Esther (2015): Vom Ankommen im Mainstream und dessen unangenehmen Antworten – zur aktuellen Gender-Debatte. <https://queeringpsychoanalysis.wordpress.com/2015/09/23/vom-ankommen-im-mainstream-und-dessen-unangenehmen-antworten-zur-aktuellen-gender-debatte/#more-283> (Stand: 23.09.2017).

Hutfless, Esther (2016): Wider die Binarität – Psychoanalyse und Queer Theory. In: Heterosexualität und Homosexualität revisited, Journal für Psychoanalyse, 36. Jahrgang, Ausgabe 57, Seismo Verlag, Zürich 2016, 99-115. Open Access: <http://www.psychoanalyse-journal.ch/issue/view/78/showToc>

Hutfless, Esther (2017a): Jenseits der Binarität – Psychoanalyse und Queer Theory. Unveröffentlichter Vortrag gehalten auf der Tagung Psychotherapie und Feminismus – eine (Wieder-)Annäherung des Instituts Feministischer Psychotherapiewissenschaften, 5. Mai 2017, Depot, Wien. Eine überarbeitete Version des Vortrags wird in der Zeitschrift Psychologie & Gesellschaftskritik erscheinen.

Hutfless, Esther (2017b): Queer [Theory]: Annäherungen an das Undarstellbare. Einleitung. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory – Transdisziplinäre Verschränkungen. Zaglossus, Wien 2017, 31-47.

Jagose, Annamarie (2015): The Trouble with Antinormativity. differences: A Journal of Feminist Cultural Studies, (26)1, 26-47.

Laplanche, Jean (2017): Gender, Geschlecht und Sexual. In: ders.: Sexual. Gießen: Psychosozial-Verlag, 137-171.

Metzger, Hans-Geert (2015): Conchita Wurst und die Illusionen in den Gendertheorien. Psychoanalyse aktuell. <http://www.psychoanalyse-aktuell.de/artikel/detail/news/hans-geert-metzger-conchita-wurst-und-die-illusionen-in-den-gendertheorien/> (Stand: 23.09.2017).

Quindeau, Ilka (2017): Geschlechtervielfalt und polymorphes Begehren – queere Perspektiven in der Psychoanalyse. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory*Transdisziplinäre Verschränkungen. Wien: Zaglossus.

Rauchfleisch, Udo (2017): „Trans*Menschen“, Psychoanalyse und Psychotherapie. Transsexualität, Transidentität, Gender-Dysphorie – und wie weiter? Forum der Psychoanalyse, Dezember 2017, Volume 33, Issue 4, 431-445.

Reiche, Reimut (2004): Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs „Gender“. In: Ders.: Tribschicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche. Frankfurt am Main: Campus.

Worthington, Anne (2017): Warum Lacan? Psychoanalyse und Queer Theory. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory*Transdisziplinäre Verschränkungen. Wien: Zaglossus.

¹ Ein Dispositiv stellt mit Foucault ein „heterogenes Ensemble [dar; Einf. E. H.], das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst“ (Foucault 1978, 119–120).

² Foucault verweist etwa auf das Panoptikum als spezifische architektonische Form eines Gefängnisses, über die durch die Anordnung der Zellen, über das Spiel von Licht und Dunkel eine Überwachung der Gefangenen möglich ist, ohne dass diese jeweils wissen, wann Sie genau überwacht werden. Dadurch schreibt sich die Überwachung in die Subjekte ein und strukturiert ihr Verhalten, indem sie den potentiellen Blick der Überwacher bereits miteinbezieht (Foucault 1998: 251 ff.).

³ Dies bedeutet nicht, dass es Materie nicht gäbe, aber Sprache ist für uns die einzige Möglichkeit Materie zu fassen und sobald wir einen Begriff von Materie haben, geht eben jene Exteriorität „Materie“ verloren, die mit dem Begriff gefasst werden soll (Butler 1997: 56).

⁴ Als Psychoanalytiker*in bevorzuge ich die Bezeichnung Analysand*in, da sie mir am wenigsten pathologisierend erscheint.

⁵ In diesem Sinne kann auch von Homonormativität gesprochen werden, wenn Werte der heterosexuellen Norm auf Homosexuelle übertragen oder von diesen angeeignet werden. Darüber hinaus beschreibt Homonormativität, die Wirksamkeit bestimmter Herrschaftsstrukturen in queeren Communities einhergehend mit dem Ausschluss oder der Unsichtbar-Machung von z. B. nicht-weissen, trans*, sich nicht als homosexuell identifizierenden, nicht der Mittelschicht usw. angehörigen Menschen (Goldberg 2016: 542 f.).